

SWR2 Wissen: Aula

Die lyrische Hausapotheke

Über die Wirkung von Gedichten

Von Rolf-Bernhard Essig

Sendung: Mittwoch, 1. Januar 2020, 8.30 Uhr

Erstsendung: Sonntag, 7. Oktober 2018, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2018

Seit jeher wird der Lyrik eine heilende, auf jeden Fall positive Wirkung bescheinigt. Im Altertum sind bereits Zaubersprüche in Reimform über Wunden gesprochen worden.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Die lyrische Hausapotheke – Über die Wirkung von Gedichten“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Seit jeher wird der Lyrik eine heilende, positive Wirkung bescheinigt. Im Altertum sind bereits Zaubersprüche in Reimform über Wunden gesprochen worden, und noch heute hilft ein Heile-heile-Segen-Singen.

Doch es gibt auch überraschende und vor allem physisch nachweisbare Wirkungen von Gedichten, die sogar überlebenswichtige Funktionen besitzen können, wie beispielsweise die Schriftstellerin und Holocaust-Überlebende Ruth Klüger beschreibt. Im Max-Planck-Institut für Ästhetik beschäftigt man sich länger schon mit der Wirkung von Literatur und Lyrik auf Geist und Seele. Rolf-Bernhard Essig, Autor, Literaturkritiker, Sprachforscher beschreibt in seinem Vortrag diese Zusammenhänge.

Rolf-Bernhard Essig:

Von wegen zart und duftig! Gedichte schlagen zu. Lebensbedrohlich. Hart. Und das ist keineswegs metaphorisch gemeint. Der Autor Karl May (1842-1912) erfuhr es am eigenen Leib. Es war 1863 in der schwierigen Zeit nach seiner ersten sechswöchigen Haftstrafe und dem plötzlichen Ende seiner Lehrerlaufbahn. Damals gelang es ihm so gerade eben, seine verkrachte Existenz mit kompositorischen und literarischen Gelegenheitsarbeiten vor dem völligen Absturz ins Elend zu bewahren. Da kam ihm der Auftrag sehr gelegen, Ludwig Uhlands hochbeliebte Ballade „Des Sängers Fluch“ zu parodieren. May machte einfach „Des Schneiders Fluch“ daraus, mit schlichten Versen wie: „Die Hypotheken lauern / Schon heut auf euern Sturz. / Ihr hört's, verruchte Mauern, / Ich mach' es mit euch kurz!“. Brotarbeit, ohne Anspruch, schnell zusammengedengelt.

Doch wenig später rächte sich die misshandelte Ballade. Das geschah, als Karl May versuchte, ein moralisches Lehrgedicht zu schreiben. Zitat: „Ich griff zur Feder. Da aber war es plötzlich, als ob ein schwarzer Vorhang in mir niederfalle. Die Klarheit war vorüber; die lichte Gestalt verschwand; die dunkle tauchte auf, höhnisch lachend, und überall, durch mein ganzes inneres Wesen erscholl es wie mit hundert Stimmen 'des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch usw!' So klang es stunden- und stundenlang in mir fort, endlos, unaufhörlich und ohne die geringste Pause, nicht etwa nur in der Einbildung, sondern wirklich, wirklich. Es war, als ob diese Stimmen nicht in mir, sondern grad vor meinem äußern Ohr ertönten. ... Das ging den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und auch dann noch immer weiter. Kein anderer Mensch sah und hörte es; Niemand ahnte, was ich und wie furchtbar ich litt.“

Mit aller Anstrengung gelingt es Karl May, den Hohnstimmen das moralische Gedicht abzupressen, doch dann bricht er für einige Zeit zusammen. Der Spuk verschwindet

irgendwann. Jahre später aber fällt ihm in psychisch ähnlich schwieriger Situation nach Verbüßung von dreieinhalb Jahren Arbeitshaus die damalige Qual wieder ein. Zitat: „Und was war das? Indem ich hieran dachte, hörte ich ganz dieselbe Stimme erklingen, in mir, ganz deutlich, wie erst nur von Weitem, aber sie schien sich zu nähern, ‘des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch, des Schneiders Fluch!’“.

Das Dichten scheint eine harmlose Übung zu sein. Und doch griffen Karl May die eigenen Verse mit grausamer Gewalt an, ein geistzerrüttendes Phänomen, das man als „Auto-Echolalie“ bezeichnen könnte. Von solch verderblichen Körpertreffern erfahren wir in Bezug auf Lyriklesen oder -schreiben selten. Schon fünfzig Jahre früher als May hatte allerdings der Autor und Vater der Psychologie Karl Philipp Moritz vor den Leiden der Lyrik gewarnt. Er meinte die Tatsache, dass leichtsinnige Reimerei ums eigentliche Leben bringen könne. Er verfasste eine „Warnung an junge Dichter“, die 1792 im „Neuen Teutschen Merkur“ erschien und in ausführlicherer Form in seinem „psychologischen Roman“ „Anton Reiser“ unter dem Titel „Leiden der Poesie“.

Natürlich will Moritz Menschen davon abhalten, Künstler zu werden, die keine rechte Eignung oder Berufung dazu haben. Wichtiger noch als diese alte Warnung ist die vor den fatalen psychischen Folgen des Dichtens aus einem unruhigen Produktionstrieb heraus. Ein Dilettant in diesem psychopathologischen Sinne ist abhängig von Vorbildern, fühlt Selbstbegeisterung beim Dichten, erfreut sich an der Fluchtfunktion der Verse, die ihn über das prosaische Leben erheben sollen, greift gern zu großen Worten und starken Effekten, widmet sich schwerwiegenden Themen, gar Tabus und empfindet schließlich einen übermächtigen Drang, das Geschaffene unbedingt und am besten unmittelbar anderen mitzuteilen. Ob die es nun hören wollen oder nicht.

Moritz beschreibt im Roman „Anton Reiser“, wie die Poesie dem jungen Titelhelden in äußerster finanzieller und seelischer Bedrängnis zwar einen Ausweg zu öffnen scheint, weil sie ihm das Leben in einer und für eine bessere Welt ermöglicht, doch sie macht ihm gleichzeitig erst in schrecklicher Weise – im Kontrast nämlich – sein Unglück deutlich. Da er mit seiner angestregten, krankhaften, ja manischen Dichterei keine Anerkennung findet, verschlimmert sich seine verzweifelte Lage sogar. Moritz analysiert diesen Mochtegerndichter mit psychopathologischer Finesse, verständnisvoll und im angemessenen Vokabular von Sucht und Krankheit. Der junge Dichter folgt der Manie, „Gedichte zu machen, bloß um Gedichte zu machen“. Ja, er beginnt sogar mit der Arbeit an einem Klagelied über den Tod eines jungen, sterbenskranken Mannes, als der noch lebt; ein Gipfel der Heuchelei, was Reiser zu seiner größten Scham erkennt. Doch um der möglichen Wirkung willen kann er nicht anders, als weiter zu dichten.

Das ist eine alte Geschichte und ist doch immer neu, wie nicht nur Heinrich Heine weiß. Wer sich im Bereich der Selbstverlage oder in den Weiten der elektronischen Veröffentlichungen umsieht, findet in Verbindung mit Gedichten, Reimen, Versen kaum etwas so häufig wie therapeutische Ansätze, nicht selten esoterisch oder theologisch grundiert. Da schreiben Hunderttausende Gedichte – und sehr häufig, damit es ihnen oder anderen besser gehen solle. Auch sie leiden zum Teil offensichtlich unter der poetischen Krankheit, die Karl Philipp Moritz diagnostiziert, und vergessen zu oft ihr eigentliches Leben über dem poetischen.

Sehr leicht fällt es, sich über die Masse des gut Gemeinten und schlicht Gereimten zu belustigen, die da in Millionen Versen auf internationalen Servern und zwischen selbstgestalteten Buchdeckeln zu finden ist. Aber sollte man das alles so einfach abtun?

Eine Wirkung der Lyrik, die heilende nämlich, steht ja gar nicht zur Diskussion. Das weiß doch ein jeder aus kindlicher und erwachsener Erfahrung, wie ein „Heile, heile Segen, morgen gibt es Regen“ wahrhaftig hilft und ganz direkt.

Diese uralte tröstliche Alltagserfahrung regt einerseits die Dichter an, ihre Krankheiten in Gedichten zu bannen. Andererseits macht diese Erkenntnis sich die mehr oder weniger professionelle Poesie- und Bibliothherapie zunutze; also die Methode, krankenspezifische, potentiell heilende Lektüre zu empfehlen oder sie zum heilkräftigen Schreiben anzuleiten. In vielen englischen Kliniken ist das eine altbewährte Praxis. Der Bibliothekar sitzt bei der Anamnese durch die Ärzte daneben und spricht anschließend Lektüre-Empfehlungen aus. Poesie- und Bibliothherapie kämpfen zwar weiterhin um empirisch überprüfbare Beweise ihrer physiologischen Wirksamkeit, doch dass sie wie andere mit Kreativität arbeitende Therapieformen heilsam sein kann, steht außer Frage. Ob es die Zuwendung ist, die Ablenkung von niederdrückenden Gedanken oder ob tatsächlich eine unmittelbare Heilkraft der Wörter die Symptome mildert und das Befinden bessert, das muss noch genauer erforscht werden.

An so etwas Ähnliches machte sich Peter Rühmkorf schon 1981. Er präsentierte eine überzeugende Indizienkette zur Auffindung der „menschlichen Anklagsnerven“ in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen „agar agar zauraurim“. Sie macht es jedenfalls höchst wahrscheinlich, dass in uns spezielle Hirnareale auf den Reim, den Versfuß, die Wiederholung, den Rhythmus reagieren, ja reagieren müssen, und zwar auf eine tief stammesgeschichtlich gegründete Art und Weise; vom verdoppelungsseligen Kind und seinem „Mama-Aa-Papa-lala“ bis zum dementen Greis, dessen Hirn auf das Hören einst gelernter Verse und Liedlein plötzlich wieder anspringt. Ich komme noch darauf zurück.

Den Reimleim fand Rühmkorf in magischen Texten so häufig, dass man an der Überzeugung der Jahrtausende kaum sinnvoll zweifeln kann, die geformte Sprache könne körperliche Wirkung und zwar heilende erzielen. Wie weiß Wotan zu murmeln:

[Phôl ende Wuodan fuorun zi holza.
dû wart demo balderes folon sîn fuoz birenkit.
thû biguol en Sinthgunt, Sunna era swister;
thû biguol en Frîja, Folla era swister;
thû biguol en Wuodan, sô hê wola conda:
sôse bênrenki, sôse blutrenki,
sôse lidirenki:
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.]

sôse bênrenki, sôse blutrenki,
sôse lidirenki:

bên zi bêna
bluot zi bluoda, lid zi geliden,
sôse gelîmida sin.

Die Anlaut- und Auslautgleichheit in dem althochdeutschen Merseburger Zauberspruch aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts soll die zwei Enden eines verletzten Pferdeknochens verbinden, als ob sie geleimt wären („sôse gelîmida sin“). Noch etwas früher, im antiken Rom, traute man sogar den klangwiederkehrreichen Wörtern allein Heilwirkung zu, nämlich „ABARA BARBARICA BORBON CABRADU BRABARASABA“. Das dem Abrakadabra nahe Gebrabbel hilft gegen Schmerzen der Blase, wenn man im Falle weiblichen Wehs auf eine Saublase und im männlichen auf eine Eberblase den Text in Großbuchstaben schreibt und das Ganze dem Patienten oder der Patientin vor den Nabel hängt. So liest man es bei Plinius dem Älteren, überliefert in der „Physica Plinii Sangallensis“ aus dem 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. Die Frage, woher unser Abrakadabra kommt, kann man damit auch gleich klären.

Im Altenglischen überdauerten besonders eindrucksvolle Heilverse in Aufzeichnungen des Hohen Mittelalters, denen auch Handlungsanweisungen beigegeben wurden. So richtet sich folgendes Gedicht, das im British Museum liegt, „Gegen den Zwerg“, wie die Überschrift lautet:

Her com in gangan an spiderwiht,
hæfde him his haman on handa,
cwæo thæt thu his hæncgest wære.
Lege the his teage an sweoran.
Ongunnan him of thæm lande lithan;
sona swa hy of them lande coman
tha ongunnan him dha lithu acolian.
Tha com in gangan deores sweostar;
tha geændade heo and aoas swor
dhat næfre this dhæm adlegan derian ne moste,
ne thæm the this galdor begytan mihte,
odhdhe this galdor ongalan cuthe. Amen. Fiadh.

[Leseversion: Her com in gangan an spiderwiht,
hæfde him his haman on handa,
kwæo thæt thu his hænkgest wære.
Lege the his teage an sweoran.
Ongunnan him of thæm lande lithan;
sona swa hü of them lande coman
tha ongunnan him dha lithu atsolian.
Tha com in gangan deores sweostar;
tha geændade heo and aoas swor
dhat næfre this dhæm adlegan derian ne moste,
ne thæm the this galdor begütan mihte,
odhdhe this galdor ongalan cuthe. Amen. Fiadh.]

Hier kam hineingegangen ein Spinnenwicht,
hatte sein Zaumzeug in der Hand,

sprach, dass du sein Hengst wärest.
Ich lege dir seine Bänder an den Hals.
Sie begannen, ihm aus dem Lande zu gehen;
sobald sie aus dem Lande kamen,
da begannen ihm die Glieder zu kühlen.
Da kam hineingegangen des Tieres Schwester;
da sprach sie und schwor Eide,
dass dies dem Kranken niemals schaden dürfte,
noch dem, der sich dies Zauberlied verschaffen könnte
oder (dem), der dies Zauberlied zu singen verstünde. Amen. Fiat.

(MS British Museum Harley 585, f. 167, a,b. 9-20, zitiert nach und Übersetzung von Gert Sandmann, Studien zu altenglischen Zaubersprüchen. Münster 1975, S. 52f.)

Die Verse müssen ins linke und dann ins rechte Ohr, schließlich über den Kopf des Kranken hinweg gesprochen werden, woraufhin eine Jungfrau ihm ein Spinnweb-Amulett umhängen muss, um den Zauber zu vervollkommen.

Solch international und Jahrtausende lang verbreiteter Gedicht-Schamanismus existiert in modernen Gesellschaften selbstverständlich weiter, zieht sich der Schaden- und Abwehrzauber auch in unauffälligere Gebiete zurück. Es gibt wohl keine echte Fankurve, in der nicht Dutzende selbst gemachter gereimter Lieder und Spruchverse existieren, die in unermüdlicher Wiederholung der eigenen Mannschaft Mut, Leidenschaft und Erfolg zuführen sollen, der gegnerischen aber Schrecken, Schwäche und Misserfolg. Sprichwörter und Redensarten, sehr oft rhythmisiert oder / und gereimt, hört man ebenfalls oft, wenn Segen herbeigerufen und Fluchähnliches abgewendet werden soll, ob es ein schlichtes „Unberufen, toi, toi, toi“ ist oder ein „Was man sagt, das ist man selber, alte, alte Ochsenkälber!“

Alles nur Humbug? Esoterik und Aberglaube? Fauler Zauber? Wie könnte denn das plump Gereimte in Text oder Ton den Menschen wirksam treffen?

Konkrete Aussagen erlaubt die Wissenschaft. Das Gehirn reagiert mit schöner Regelmäßigkeit, so weisen neurologische Forschungen Angela D. Friedericis nach, auf die Zumutung des Ungewohnten in der poetischen Sprache mit Aktivierung zusätzlicher Areale – im Vergleich zur Verarbeitung konventioneller, standardisierter Sprache. Laienhaft gesprochen: Lyrik, die mehr als die gewohnten Fähigkeiten zur Grammatik- oder Bedeutungsentschlüsselung fordert, erweitert unwillkürlich, beobachtbar und ganz wörtlich den Denkraum. Man hat es geahnt, gehofft und manches Mal erfahren, doch die empirische Bestätigung dieser poetischen Körpertreffer erfreut gleichwohl.

Wir kommen zurück zu den menschlichen Anklangsnerven, die am Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik mit neurophysiologischer Raffinesse erforscht werden. Winfried Menninghaus und Kollegen untersuchten vor vielen Jahren schon, wie rhythmisierte Sprache das Befinden beeinflusst. An der Freien Universität Berlin las man Personen in der Magnetresonanztomographie-Röhre Lyrik vor, um die Wirkungen pulsierender Wörterreihen im Hirn zu beobachten. Man begann damals, so Menninghaus, mit „eher einfachen Gedichten“. Es gibt inzwischen zwei neue Untersuchungen, von denen die eine von 2017 besonders eindrucksvoll ist. Am Max-

Planck-Institut wählten die Forscher 40 anspruchsvollere Gedichte aus, die durchweg dem Modell der Volksliedstrophe folgen. Die Autoren sind u. a. Platen, Rilke, Geibel, Mörike, Schiller. Deren Texte wurden professionell eingelesen und den Versuchspersonen im CT über Kopfhörer eingespielt. Ein Teil der Versuchspersonen war mit Lyrik vertraut, ein Teil nicht. Das Set an Untersuchungsmethoden hat sich gegenüber der alten Studie erweitert. Zum CT mit genauer Ortung der energierten Hirnareale und dem Zeitpunkt der Energierung kommt die Messung des elektrischen Widerstands der Haut, die exakte Beobachtung von Hautveränderungen mit „goosebump cameras“, also „Gänsehaut-Kameras“, sowie die Erfassung von subjektiven Eindrücken der Versuchspersonen, die durch Knopfdruck die Empfindung von „chills“, also „Schauern“ markieren konnten, sowie die Beobachtung unwillkürlicher Bewegungen der mimischen Muskulatur, die emotionale Reaktionen anzeigt. Die Forscher gingen von der These aus, dass die Anregung des Belohnungssystems und andere positive Folgen ästhetischen Genusses, wie er beim Hören von Musik schon längst und mehrfach nachgewiesen wurde, auch beim Hören von Lyrik zu beobachten sein müsse.

Zu den wichtigsten Erkenntnissen dieser Studie gehört, dass alle Versuchspersonen messbar stark und unwillkürlich positiv auf Poesie reagierten, selbst bei denen, die keine Lyrik-Enthusiasten waren. Dass Passagen, in denen Dialoge vorkamen, Personen oder Persönliches, stärkere Reaktionen bewirkten. Dass über die Inhalte hinaus der Reim und das Versmaß die Reaktionen verstärkend beeinflussten. Dass gegen Ende von Versen, Strophen und Gedichten regelmäßig stärkere Reaktionen messbar waren und diese sich schon kurz vorher als Erwartungsreaktionen ästhetischen Genusses beobachten ließen. Dass traurige und andere negative Inhalte der Gedichte gleichwohl zu unwillkürlichen positiven Reaktionen führten, die als ästhetischer Genuss klassifiziert werden können und objektiv beobachtbar waren, also hirnhysiologisch, mimisch usw.

In unziemlicher Kürze gesagt: Es konnte in der aufwendigen Studie eindeutig gezeigt werden, dass Poesie ein überaus starkes Stimulans ist, das messbare und deutliche emotionale, positive Reaktionen im Hirn auslöst, bewusste und unbewusste, dass Poesie das cerebrale Belohnungssystem aktiviert und darüber hinaus – wie andere Formen ästhetischen Genusses – weitere psychophysische und sehr komplexe Regelkreise, die dem Überleben von Individuum und Art dienlich sind.

Die Forscher der sehr empfehlenswerten, hier nur stark reduziert wiedergegebenen Studie plädieren dafür, dass Kinder möglichst früh und ausführlich Begegnungen mit Lyrik erleben sollten, am besten Gedichte auswendig lernen, weil das die positiven Reaktionen verbessert und vertieft, wie sie im Vergleich von Lyrikliebhabern und solchen, die Lyrik wenig bis gar nicht kannten, feststellen konnten.

Neben dem Hirn ist es das Herz, das beobachtbar deutlich auf Gedichte reagiert. Der Versfuß beschleunigt seinen Schlag oder eine besondere Metapher lässt es vielleicht hüpfen in erregender Arrhythmie. Das Herz bietet den stärksten Impuls, sich der natürlichen Rhythmen des Körpers bewusst zu werden. Kraftvoller als die Atmung pocht das Herz Einteilungen in unser Erleben. Nicht nur Experten der historischen Aufführungspraxis wissen um seine Rolle als verlässliches und gleichzeitig eigenwilliges organisches Metronom: Der Dirigent Jonathan Nott sagte, selbst wenn

der Puls an zwei Tagen bei exakt 60 Schlägen pro Minute liege, wirke das auf ihn und das Orchester je nach Stimmung schnell oder langsam.

Dass der Herzschlag, vor allem aber die Synchronisation zwischen Herz- und Atemrhythmus objektiv und empirisch messbar durch poetische Sprache beeinflusst sei, versuchten Dirk Cysarz und Kollegen nachzuweisen. Sie wählten Hexameter Eduard Mörikes, die von Patienten deklamiert wurden, und zogen zum Vergleich die Wirkung nichtpoetischer Texte heran. Allerdings wurden lediglich 20 Personen untersucht. Die methodischen Schwächen und Unverständlichkeiten der Studie – gerade im Gegensatz zur hervorragenden Menninghaus-Studie – bemerken selbst Laien, und die anthroposophische Grundierung hilft auch nicht viel. Schade! So gerne hätte man geglaubt, dass sich ein Zusammenhang zwischen dem Deklamieren von Hexametern und einem positiv zu bewertenden Verhältnis zwischen Herzschlag, Atmung und Befindlichkeit beobachten lasse. Vor allem, wenn man dann noch liest. Zitat: „Die Probanden fühlten sich nachher energischer, im Willen angeregt und durchwärmt.“

Da lobe ich mir die Dichter. Sie versprachen seit jeherwer positive Wirkungen der Poesie auf das Herz und die Sinne, doch bis auf einen nur metaphorisch. Dieser eine war Erich Kästner mit seiner „Lyrischen Hausapotheke“, wo es heißt - Zitat: „Der vorliegende Band ist der Therapie des Privatlebens gewidmet.“ So schlicht formuliert es Kästner und betont ganz lakonisch: „Formulierung ist heilsam.“ Seinen Gedichten stellt er als eine Art Beipackzettel das „Vorwort“ und die „Gebrauchsanweisung mit einem Register, das von A bis Z reicht“ voran. Da findet man Gedichte, die in Momenten zu lesen empfohlen werden, „wenn die Ehe kaputtgeht“, „wenn man an Gefühlsanämie leidet“, „wenn der Lebensüberdruß regiert“, „wenn man Träume gehabt hat“, „wenn man ein junges Mädchen ist“. Seltsame „Krankheiten“ sind das, wenn überhaupt eher dem Bereich der Psychopathologie angehörend oder „nur“ den Gefühlshaushalts-Sorgen. Klar, das ist komisch gemeint.

1941 aber schrieb eine Teofila ihrem Marcel von den 119 Gedichten der „Lyrischen Hausapotheke“ 56 handschriftlich ab, die er ausgewählt hatte, illustrierte sie und schenkte sie ihm zum 21. Geburtstag, den die beiden im Warschauer Ghetto begingen; im Angesicht des Todes.

Wer nun „Flucht“ raunt, gar „Eskapismus“, der hat so Unrecht nicht und liegt dennoch im Ganzen daneben. Es war natürlich reiner Zufall, der dieses Buch in ihre Hände spielte, ein noch größerer, dass sie und ihr späterer Mann Reich-Ranicki überlebten und das Buch 2005 im Faksimile gedruckt lesen konnte. Gleichwohl hätte die junge Jüdin einen Band mit Lafontaine-Fabeln oder Schildbürgerstreichen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht so ausgeziert und ihr Mann ihn vielleicht nicht so sorgsam gehütet. „Dr. Erich Kästners Lyrische Hausapotheke“ eignete sich einfach in diesem schlimmst denkbaren Fall als Überlebensbuch, weil es sich um Verse handelte, deutsche Verse in der Tradition eines Heinrich Heine oder Kurt Tucholsky. Leichte Ware nur scheinbar, doch kraftvoll in Form und Humor, die für die Lebenskraft selbst stehen können. In seinen Lebenserinnerungen meint Reich-Ranicki: „Ich weiß schon: Zur großen deutschen Poesie kann man Kästners Gebrauchsliteratur mit Sicherheit nicht zählen. Gleichwohl haben mich seine intelligenten, seine kesseln und doch etwas sentimental Gedichte damals gerührt und ergriffen, sie haben mich begeistert.“

Klassische Lyrik, das zeigt ein weiteres Beispiel, konnte sogar im Konzentrationslager den Tod hinauszögern, gegen seine tägliche Drohung etwas weniger empfindlich machen, Kraft geben, die unmenschlichen Strapazen im Wortsinn durchzustehen, ja zu überleben. Besonders eindrucksvoll beschreibt die Literaturwissenschaftlerin und Autorin Ruth Klüger in ihrem Buch „weiter leben“ die rettende Macht der Gedichte in tödlicher Lage. Mit elf Jahren kam sie ins KZ, erst nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz, dann nach Christianstadt.

Dass sie gegen alle Wahrscheinlichkeit nicht gleich bei der Selektion in die Gaskammer geschickt wurde, verdankte sie dem Rat einer Schreibkraft, sich älter zu machen. Neben vielen weiteren Zufällen trug zu ihrem Überleben auch bei, dass sie einen reichen Vorrat an Gedichten verinnerlicht hatte.

Es war aber nicht deren Inhalt oder Erinnerungswert, der sie stärkte, sondern ihre Form und Gebundenheit. Klüger berichtet, dass die eigentlich unerträglichen Stunden im Konzentrationslager anders vergingen, wenn man sich innerlich Gedichte aufsagte, denn sie wurden gegliedert und eingeteilt von den Versen und ihrer Folge. Zitat: „Ist die Zeit schlimm, dann kann man nichts Besseres mit ihr tun, als sie zu vertreiben, und jedes Gedicht wird zum Zauberspruch.“ Deshalb halfen ihr längere auch besser als kürzere Gedichte. Zitat: „Die Schillerschen Balladen wurden denn auch meine Appellgedichte, mit denen konnte ich stundenlang in der Sonne stehen und nicht umfallen, weil es immer eine nächste Zeile zum Aufsagen gab, und wenn einem eine Zeile nicht einfiel, dann konnte man darüber nachgrübeln.“ Doch außer dieser eher mechanischen Zeitvertreib-Hilfe sicherten Gedichte in noch umfassenderem Sinn das Überleben.

Neuere neurologische Beobachtungen haben feststellen können, dass schwer hirngeschädigte Musiker, deren Erinnerungsvermögen gegen Null tendierte, dennoch vollständige Kompositionen abrufen konnten, weil diese nicht im Einzelnen, Note für Note, sondern als große organische Einheiten, oft verbunden mit motorischen Programmen, im Gehirn gespeichert sind. Das Gleiche könnte für auswendig gelernte Dichtungen klassischer Tradition in Vers und Reim gelten, deren Musikalität, Konstruktion und Gebundenheit Totalität und Sinn spiegelt.

Ruth Klüger erlebte am eigenen Leib, und damit komme ich zum Schluss, die gewaltige Bedeutung konstruktiver lyrischer Arbeit, als sie selbst im KZ Gedichte schrieb. Sie bescheinigt ihnen 46 Jahre später „Unbeholfenheit“, aber. Zitat: „Es sind Kindergedichte, die in ihrer Regelmäßigkeit ein Gegengewicht zum Chaos stiften wollen, ein poetischer und therapeutischer Versuch, diesem sinnlosen und destruktiven Zirkus, in dem wir untergingen, ein sprachlich Ganzes, Gereimtes entgegenzuhalten; also eigentlich das älteste ästhetische Anliegen ... Ich habe den Verstand nicht verloren, ich hab [sic] Reime gemacht.“
